Ich kleidete mich zeitig am anderen Morgen an, steckte das wenige Geld zu mir, das ich besaß, und begab mich, nachdem ich von Helene Abschied genommen, nach dem Bahnhof. Geschickt wich ich ihm aus, als er kam, ich sah mit hochklopfender Brust, wie er an den Billettschalter trat; nachdem er ihn verlassen und sich in den Wartesaal begeben hatte, folgte ich seinem Beispiel und löste mir ein Billett. Wie weit hat mein Mann eben genommen? fragte ich listig den Billetteur. Welches war Ihr Mann? fragte er zurück. Ich beschrieb meinen Bräutigam in seinem neuen, schönen Anzug. Ach so, rief der Beamte, dieser Herr — bis nach Gera. So geben Sie mir ebenfalls bis dahin. Ich erhielt die Fahrkarte und es gelang mir, in den Zug zu kommen, ohne von ihm bemerkt zu werden. In Gera sprang ich rasch aus dem Wagen, ich fand ihn leicht heraus und folgte ihm. Ahnungslos begab er sich auch hier zum Billettschalter; sobald er eine Karte nach Gotha verlangt hatte, trat ich neben ihn und forderte auch eine. Als er meine Stimme vernahm, fuhr er erschrocken herum und starrte mich an wie einen Geist.

„Ja, ich bin es," antwortete ich seiner Pantomime.

„Wie kamst du hierher?" fuhr er mich an.

„Ich wäre eher berechtigt zu fragen, wie du hierherkommst," lautete meine entschiedene Gegenrede.

„Du bist mir gefolgt?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Ist es nicht mein gutes Recht? Braut und Bräutigam gehören zusammen."

Er schaute finster hinweg und nahm seine Karte in Empfang. Dann entfernte er sich, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Ich nahm mein Billett und eilte ihm nach. Als ich ihn erreicht hatte, schob ich meinen Arm durch den seinen. Er schleuderte mich zurück.

„Was willst du von mir? Ich habe keine Verpflichtungen gegen dich."

„Die heiligsten, die es gibt," entgegnete ich zitternd.

„Wo willst du hin?"

„Dich begleiten."

„Wie hast du mich gefunden?"

„Das ist meine Sache."

„Wenn du dich so beträgst," murrte er, „ist alles zwischen uns aus. Begib dich zurück, wohin du gehörst, ich kann dich jetzt nicht brauchen."

„Das werde ich nicht tun. Ich bleibe bei dir und beharre auf meinem Recht."

„Du kannst mich zu nichts zwingen," lachte er höhnisch. Raschen Schrittes ging er in den Wartesaal. Ich folgte und setzte mich ihm gegenüber. Eine Weile blieb er stumm, endlich begann er in finstererem Tone als bisher:

„Thekla, du bist ein Kind. Wie konntest du dich auf ein so abgeschmacktes Unternehmen einlassen? Hättest du Vertrauen zu mir, so hättest du ruhig gewartet, bis ich dir schrieb."

„Du hättest mir nie geschrieben—"

„Doch. Zwingende Gründe verhinderten mich bis jetzt."

„Du hast mich aber doch heimlich verlassen?"

„Ich mußte. Eine eherne Notwendigkeit trieb mich von hinnen."

„Welche?"

„Das darf ich dir jetzt noch nicht sagen. Es war meine Absicht, sobald ich konnte, dich zu mir zu rufen. Meine Hoffnung war, dir dann eine sichere, wenn auch bescheidene Existenz zu bieten und endlich das Wort, das ich dir schon so lange gegeben, einzulösen. Wenn ich beim Theater oder vielmehr beim Tingeltangel geblieben wäre, so wären wir beide vermodert, bevor wir heiraten konnten. Habe Vertrauen zu mir, Thekla, bestehe nicht auf deinem törichten Eigensinn. Ich kann dich jetzt noch nicht bei mir behalten."

Ich erkannte wohl, daß er mich täuschte, mich unter allen Umständen los sein wollte. Deshalb beharrte ich auf meinem Entschlusse.

„Nun, wie du willst," sagte er mit anscheinendem Gleichmut. „Du hast dir dann auch die Folgen selbst zuzuschreiben."

Von nun an schien er sich in sein Schicksal zu ergeben. Er sprach nicht mit mir, protestierte aber nicht ferner gegen meine Begleitung. Offenbar hatte er sich überzeugt, daß ich entschlossen war, meinen Vorsatz durchzuführen.

Wir erreichten Gotha, von da fuhren wir weiter nach G. Es war spät am Nachmittage, als wir anlangten. Am Bahnhofe schrieb er eine Karte, die er eigenhändig in den Postkasten steckte. An wen, weiß ich nicht. Sodann mietete er eine Droschke, ich stieg mit ein, als verstehe sich das von selbst. Wir fuhren nach der Waldhöhe, wo Georg zwei Zimmer bestellte.

Unterwegs hatten wir kaum zehn Worte gewechselt. Mein Verlobter blieb allzeit finster und mürrisch, er grollte mir oder dachte über einen Plan nach, mich abzuschütteln. Ich war aber auf meiner Hut und bewachte ihn auf jeder Station scharf. Stieg er aus, stieg ich auch aus. Auf der Waldhöhe hatte er wahrscheinlich seine Entscheidung getroffen. Sobald wir uns restauriert hatten, traten wir an die Balustrade des Gartens, hier war es, wo mein Verlobter auf mich einzureden anfing.

Fortsetzung folgt.

Die Schlaflosigkeit.

Eine Humoreske.

Ich bedaure aufs tiefste alle die armen Menschen, die an Schlaflosigkeit leiden. Es ist entsetzlich, sich auf seinem mehr oder weniger harten Lager hin- und herzuwälzen und in die schwarze Nacht hineinzustarren, während das Herz klopft als wollte es zerspringen, und das Gehirn von allen den unangenehmen Gedanken schmerzt, die sich darin drängen — Gedanken an das, was man im Laufe des Tages verbrochen hat.

Leider sind es nur traurige Gedanken, die einem in schlaflosen Nacht Gesellschaft leisten. Sollte es einem gelingen, einen angenehmen Gedanken zu erwischen, — flugs schläft man ein und träumt von Hinrichtungen oder ähnlichen Dingen, die ganz und gar nicht erfreulich wirken.

Ja, es ist entsetzlich, nicht schlafen zu können. Ein Bekannter von mir litt längere Zeit an Schlaflosigkeit; er befand sich infolgedessen schon in nächster Nähe des schrecklichen Wahnsinns, und ich hatte schon seit längerer Zeit aufgehört ihn zu besuchen, weil ich weder Nutzen noch Vergnügen davon haben konnte. Eines schönen Morgens aber kam er zu mir, strahlend von Gesundheit und Lebensmut, munter und ausgelassen, und lud mich zu einem delikaten Frühstück ein . . .

Die Sache war nämlich folgende: Er hatte des Nachts einmal zufällig den Kopf mit solcher Heftigkeit gegen den Nachttisch gestoßen, daß er das Bewußtsein verlor. Auf diese Weise war es ihm gelungen, einige Stunden lang ungestört zu schlafen. Er fand das Mittel ganz vorzüglich und so beschloß er, es beizubehalten. Jeden Abend, sobald er das Abendblatt gelesen und seine Abendzigarre geraucht hat, schlägt er keck und hoffnungsfroh und mit außerordentlicher Kraft seinen Kopf gegen den Nachttisch. Und nun ist er vollkommen normal, er kann ruhig schlafen und hat nur ein wenig Kopfschmerzen am anderen Vormittag.

Wie ich schon sagte, bedauere ich aufs tiefste alle die armen Menschen, die der Wohltat des Schlafes entbehren müssen. Aber es gibt auch Leute, die mit ihrer Schlaflosigkeit prahlen und sich ihrer rühmen, als wenn sie ihnen neue Kräfte verleihe. Solche Leute sind mir verdächtig.

Tante Berta z. B. blüht wie eine Rose oder wenigstens wie eine Georgine, und sie führt eine ganz besonders tätige Lebensweise des Tages, indem sie mit unglaublicher Energie ihre Zeit intimen Familienverhältnissen anderer Leute widmet. Kein Mensch vermöchte zu glauben, daß Tante Berta nicht schlafen kann. Aber sie behauptet es. Sie kann ich natürlich nicht kontrollieren. Merkwürdig wäre es allerdings nicht, wenn der Gedanke an alle ihre Sünden sie nicht schlafen ließe, aber ich muß offen gestehen, daß ich starke Zweifel in die Wahrheit ihrer Angaben setze. Diese Zweifel sind in letzter Zeit noch bedeutend gesteigert worden, seit ich Gelegenheit hatte, einen solchen Fall selbst kontrollieren zu können.

Ich habe — oder besser — ich hatte einen alten Freund, der auch immer damit prahlte, des Nachts nicht schlafen zu können. Ja, er ist im allgemeinen auch wirklich so träge und schlapp und unfähig zu jeder ernsten Arbeit, daß ich mich einige Zeit versucht fühlte, ihm zu glauben. Aber der Zufall wollte es, daß ich eines Nachts in demselben Zimmer schlafen mußte wie er, und da . . .

Ich erfreue mich im allgemeinen eines ruhigen und gleichmäßigen Schlafes, aber diese Nacht war es mir ganz unmöglich, auch nur ein Auge zu schließen. Kornelius — so heißt er — schnarchte nämlich auf eine Weise, die langjährige Gewohnheit und Erfahrung verriet.

Ich lag still und hörte ihm ein paar Stunden zu, dann sagte ich, so ruhig und freundlich, wie es mir nur möglich war:

„Höre mal, Kornelius, bitte schnarche doch nicht so schauderhaft . . .!"

Kornelius schnarchte ruhig weiter.

Eine Weile darauf sagte ich etwas lebhafter:

„Höre auf zu schnarchen, Kornelius . . .!"

Kornelius schnarchte ruhig weiter.

„Ruhig, Kornelius!" schrie ich etwas später mit einer Stimme, die bewirkte, daß das ganze Stadtviertel sich im Bette umdrehte und ärgerlich schimpfte . . .

Kornelius schnarchte ruhig weiter.

Ich zündete Licht an und sah ihn mit geschlossenen Augen und mit dem bekannten wenig schlauen Ausdruck im Gesicht liegen, den die meisten Menschen — junge Mädchen natürlich ausgenommen — haben, wenn sie schlafen, welcher aber — das muß ich zugeben — bei Kornelius stets vorhanden ist.

Ich war aufs äußerste gereizt. Ich kniff Kornelius in die Nase, knuffte ihn in die Seiten und zauste ihn bei den Haaren, gleich oberhalb des Ohres. Besonders diese letztere Methode pflegt im allgemeinen eine anregende Wirkung sowohl auf verschlafene wie wache Leute zu haben. Aber für Kornelius war das nur eine Kleinigkeit. Die ganze Wirkung, die meine Anstrengungen auf ihn hervorbrachten, war die, daß er zuweilen eine neue und besonders originelle Lage einnahm, die sein Schnarchen noch ausdrucksvoller machte . . . Ich bin nie so nahe daran gewesen, Selbstmord zu begehen, wie in jener Nacht.

Am folgenden Morgen fragte ich Kornelius mit feiner Ironie, wie er geschlafen habe.

„Ob ich geschlafen habe?" sagte er und versuchte sein Gesicht in schwermütige Falten zu legen, was aber total mißglückte. „Nein, ich habe wie gewöhnlich kein Auge zutun können."

„Aber du schnarchtest doch," entgegnete ich trocken.

Sein Blick wurde etwas unsicher, aber gleich darauf sagte er traurig:

„Ja, siehst du, ich schnarche zuweilen, um mir selbst einzubilden, daß ich schlafe, aber es gelingt mir niemals!"

„Ich glaube beinahe, du täuschst dich," sagte ich eben so trocken wie vorher.

Kornelius geriet darauf in Wut:

„Ich — habe — kein — Auge — zugetan — seit — drei — Monaten, — hööörst — du — nicht, — was — ich — saaaaaaage — — —!!!"

„Du bist ein Aufschneider, Kornelius!" entgegnete ich mit einigermaßen beherrschter Leidenschaftlichkeit.

Ja, und nun war es aus mit unserer alten Freundschaft. Wir grüßen uns jetzt nicht einmal mehr, wenn wir uns begegnen.

Der Herr im Hause.

Nach einer altindischen Sage wendete sich ein jungverheirateter Mann an seinen Vater um Rat, wer eigentlich Herr im Hause sei — der Mann oder die Frau. Der Vater lächelte und sagte: „Hier, mein Sohn, sind hundert Hühner und ein Pferdegespann. Lade die Hühner auf den Wagen, und wo immer ein Ehepaar wohnt, forsche nach, wer Herr im Hause sei. Ist's die Frau, lasse ein Huhn zurück, ist's der Mann, gib ihm eines deiner Pferde."

Nachdem der junge Ehegatte bereits 99 Hühner verteilt hatte, kam er an ein einsam stehendes Farmhaus und stellte die übliche Frage, wer Herr im Hause sei. „Das bin selbstverständlich ich!" erwiderte mit stolzem Selbstbewußtsein der Farmer.

„Kannst du das beweisen?"

Da rief der Farmer seine Frau, die denn auch eifrig bestätigte, was er behauptet.

„Wähle dir also eines meiner Pferde aus," sagte wohlzufrieden der Besucher.

„Da möchte ich wohl den Braunen haben."

„Nimm ihn nur."

Aber da zog die Farmersfrau ihren Mann beiseite, und nach einer längeren Zwiesprache sagte diese: „Ich denke, ich möchte doch lieber den Schimmel."

„Nichts da — du bekommst das Huhn!" sagte der Besucher und fuhr mit seinem leeren Wagen nach Hause.

Biblische Korrespondenz

Ein Student, der wenig studierte, aber desto mehr Geld verbrauchte, wollte seinem Vater, der ein frommer Mann war, einen Beweis seiner Bibelkunde geben; er schickte ihm deshalb einen Geldbeutel mit reichem Umfang und legte einen Zetel dazu, auf dem nichts stand als „Hesekiel 24, V. 4, letzte Zeile." — Der Vater hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese Stelle nachzuschlagen; nicht sehr erbaut las er die Worte: „— — Fülle ihn mit den besten Markstücken!" — Zum Erstaunen des Sohnes lief andern Tags statt der erwarteten Geldsumme ein Streifen Papier ein, auf dem von väterlicher Hand die Worte standen: „Sprüche Salomonis 13, V. 4, erste Zeile." — Begierig schlug der Sohn die Bibel auf, und sein Gesicht verlängerte sich zusehends, als er die biblische Antwort vernahm: „Der Faule begehrt und kriegt es doch nicht."

Vorzügliche Gelegenheit!

Es bereitet uns große Genugtuung, unsern Lesern mitteilen zu können, daß trotz der traurigen Kriegszeiten, da es jeden Tag schwerer wird wirklich gute und gediegene deutsche katholische Bücher zu irgend einem Preise hierzulande zu bekommen, es uns gelungen ist, einen bedeutenden Posten eines wirklich hervorragenden apologetischen Werkes zu einem bedeutend ermäßigten Preise zu erwerben, sodaß wir dasselbe unseren werten Lesern unter dem regelmäßigen Preise anbieten können. Das Werk betitelt sich:

Das Zeichen des echten Ringes

und ist geschrieben von Dr. Albert von Ruville, Universitätsprofessor zu Halle. Es ist gut und dauerhaft in Leinwand gebunden, und der regelmäßige Preis ist $1.00. Solange unser Vorrat reicht, sind wir bereit, an irgendeinen unserer Leser ein Exemplar portofrei zu liefern zu dem bedeutend ermäßigten Preise von

Nur 75 Cents.

Der Verfasser, Dr. Albert v. Ruville, wurde am 7. Juli 1855 zu Potsdam geboren, war von 1876 bis 1888 Garde-Artillerieoffizier, wurde 1896 Privatdozent und 1905 Titularprofessor an der Universität zu Halle. Auch schrieb er eine Anzahl bedeutender politisch-historischer Schriften. Sein Uebertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1909 erregte in ganz Deutschland bedeutendes Aufsehen. Im folgenden Jahre (1910) veröffentlichte er das Buch „Im Zeichen des echten Ringes", in welchem er die Gründe darlegt, welche vorzüglich in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch brachten, daß die katholische Kirche die allein wahre Kirche Christi ist. Das Werk fand solchen Anklang, daß schon im ersten Jahre 18,000 Exemplare gedruckt werden mußten. Es ist in hohem, schwungvollem Stil gehalten, der dem Leser um so mehr Genuß bereitet, je mehr er selbst gebildet ist. Wir können dieses Buch bestens empfehlen.

Man richte alle Bestellungen an:

St. Peters Bote, Münster, Sask.

Verbesserte Einrichtungen ermöglichen uns zukünftig promptere Lieferungen, die Versendung frischerer Vorräte, und garantieren Ihnen niedrigere Expreßkosten bei zukünftigen Bestellungen. Die Preise mußten um eine Kleinigkeit erhöht werden. Die neuen Preise sind wie folgt:

Flaschenbier, per Faß,	enthaltend	6 Dutzend quarts	$12.50
"	"	10 Dutzend pints	12.50
per Kiste,	enthaltend	1 Dutzend quarts	2.50
"	"	2 Dutzend pints	3.00
Faßbier,	.....	per 8 Gallonen Keg	5.25

Leere Gefäße schicke man direkt, und zwar prepaid, an: The Saskatoon Brewing Co., Ltd., Saskatoon Der Absender befestige an jedem einzelnen Pack leerer Gefäße einen Zettel mit seinem Namen und Adresse Zugleich mit der Absendung leerer Gefäße sende man uns einen Brief, enthaltend den Frachtschein, sowie den Namen und die Adresse des Absenders, damit wir wissen an wen das Geld zu schicken ist.
Wir vergüten in bar: $2.00 für ein 8 Gall.-Keg, 50c per Dtzd. Quart-Flaschen, 30c per Dtzd. Pint-Flaschen.

Alle Geldbeträge sende man nur per Post Office-, Expreß- oder Bank-Money-Order.
Man adressiere alle Bestellungen an

R. E. Freeland, Roblin, Man.